



Christoph
Poschenrieder
*Der unsichtbare
Roman*

Diogenes

Meyrink lacht. »Versuch es nur. Möglicherweise kamen sie auf mich, weil ich schnell bin, und weil die Zeit drängt. Wer weiß, wann die Fronten zusammenbrechen. Eher früher als später, fürchte ich.«

»Ich kenne meinen Gustl schon lange, und der Gustl ist der Gustl so richtig nur, wenn der Gustl schreibt.«

»Wie furchtbar das klingt. In Wahrheit ist es das, was ich am wenigsten schlecht beherrsche.«

Mena überlegt und sagt: »Besser hört es sich so an: Weil du nichts besser kannst als schreiben. Als Bankier – du weißt es selbst.«

»Siehst du. Eben deswegen will ich deinen Segen für diesen Roman. Ich werde sie in Grund und Boden schreiben. Am Ende werden sie denken, sie hätten selber Schuld an der Katastrophe. Sie werden wie die Lemminge über die Klippe rasen. Was für eine Wohltat für die Menschheit, und ich werde der Wohltäter sein.«

»Damit schreibst du dich selbst in Grund und Boden, fürchte ich, Gustl, und Geld wird es auch nicht geben.«

»Ich sollte an meine Leser denken, nicht? Ich würde ja gerne an die Treue der Leser glauben. Aber meine Leser sind nicht wie Hunde, sie sind Katzen. Die streunen; mal räkeln sie sich auf des einen Sofa, mal vor dem Kamin des anderen. Einmal gegen den Strich berührt – weg sind sie. Einmal ungewohntes Futter aufgetischt – weg sind sie. Dann jammert der Verleger: Schreib das Alte noch mal, nur irgendwie anders, hol sie zurück, geh raus, mach miez-miez-miez ...«

Mena sagt: »Das ist doch ein riesiger Unsinn, Gustl, denk dran, wie du selbst tust, als Leser.«

»Dann vielleicht unter Pseudonym?«

»Gustl, verstehst du es noch immer nicht? Sie haben dich wegen deines Namens erwählt. Du sollst der Kronzeuge sein. Weniger das, was gesagt wird, ist wichtig, sondern, wer es sagt.«

Meyrink lässt den letzten Tropfen aus der Teetasse auf den Tisch fallen. »Wieso dann ich?«

»Weiß ich's? Vielleicht, weil du alles bist, was sie nicht sind.«

»Niemand wird mir glauben. Oder doch – nach allem, was ich bereits serviert habe.«

»Einem anderen wird man es auch nicht glauben. Aber wer, glaubst du, sollen diese ›Drahtzieher‹ sein, die man sich im Amt einbildet?«

»Ich habe keine Ahnung. Stahlbarone, amerikanische Ölmagnaten, zaristische Verschwörer, Bolschewiki, die Freimaurer, Sozialdemokraten?«

»Warum nicht die Friseure?«

»Die waren es! – Also?«

»Tu es nicht. Aber fahr meinetwegen nach Berlin.«

»Ich tue es. Des Geldes wegen. Gegen die Friseure habe ich nichts.«

»Aber die Friseure könnten etwas gegen dich haben, seit du deinen Schädel rasierst. Im Übrigen: Tu, was du willst.«

Meyrink bleibt am Tisch zurück, Mena geht ihrer Wege. Inzwischen wärmen seine Hände

den erkalteten Tee. Stimmt es, dass ich nie mit ihr im kleinen Benz, dieser ratternden Schachtel, durch Prag gefahren bin?, denkt er. Schade, falls nicht. Das glänzende Paar in dieser höchst aufregenden Erfindung, was wäre das für eine Werbe-Campagne gewesen. Gustav Meyer, der stadtbekannt Bankier, Okkultist und Rennruderer, an der Lenkkurbel den viele Pferde starken Wagen bändigend – neben sich, in aufreizender Ruhe und gänzlich unbesorgt trotz des haarsträubenden Tempos, die schöne junge Dame. Nein, Mena hatte vermutlich recht, so hatte das nicht stattgefunden. Tatsächlich waren sie heimlich verlobt gewesen.

Und das wegen Hedwig, Gustav Meyers angetrauter Ehefrau; unter den Rätseln, die sich beim Blick in seine höchst eigene Vergangenheit auftun, das größte: eine Fesselung, aus der er sich nicht selbst hatte befreien können. Und lange hatte es gedauert, bis die Büchsenmachermeisterstochter Hedwig ihn freigab; er musste ihr dazu eine Anstellung als Wirtschaftlerin bei einem Kaufmann besorgen – so blieb ihr wenigstens das gewohnte großzügige Ambiente (wenn auch nicht als Dame des Hauses). Zwölf Jahre finanzieller Misere, Ehrenhändel, Gerichtsverfahren inklusive Untersuchungshaft, öffentlicher Erniedrigungen, schwerer Krankheit hielt sie mit Gustav Meyer durch, hielt sich fest am schönen Schein des Lebens in der Beletage, begleitete alle seine Wandlungen – freilich aus stetig größerer Distanz –, doch erst als sich die Wandlung vom Meyer zum Meyrink, zum Schriftsteller, vollzog, da willigte sie endlich in die Scheidung ein.

Als hätte ich damit den tiefsten Punkt erreicht – so muss Hedwig das gesehen haben, denkt Meyrink, die Tasse kalten Tees drehend. Was soll's. Die heimliche Verlobte hat mich als das genommen, was ich war – was im Begriff zu werden ich war, und sie ist noch immer bei mir, und sie wird es bleiben; auch wenn ich die Feder in das Tintenfass tauche, das das Auswärtige Amt mir füllt. Selbst wenn sie denkt, dass da nicht nur die Feder, sondern auch der ganze Mann in dicke schwarze Tinte wird eingetunkt werden.

Werde ich das? – Meyrink ist auf einmal wieder voller Zweifel.

RECHERCHENOTIZ

[Aus Kurt Eisners *Gefängnistagebuch*, erste Tage im Gerichtsgefängnis Neudeck, Februar 1918; er wurde wegen »versuchten Landesverrats« nach den Januarstreiks verhaftet.]

[Besuch von Else Eisner] *Gegen Mittag sah ich das Elslein wieder. Es war anfangs erregt und beinahe überwältigt. Ich streichelte es ein wenig, und sofort war es ruhig. Seitdem ist es gefasst und tapfer und stolz geblieben, wie es sich gebührt. Wir gehören doch zueinander – unlöslich.*

Das ganze Haus riecht [...] nach Angstschweiß, Elendsdunst [...] Es herrscht noch das anmutige »Kübel«-System. Nur ein paar Zellen haben Klosett mit Wasserspülung.

Freilich an den Wänden und Decken dieses Hauses scheinen all die Qualträume zu hängen der Tausenden, die sich hier ängstigten. Und nachts werden sie lebendig und fallen auf den Schläfer herab – wie ekel saugendes Ungeziefer. [...] Lieber in der Gemeinschaft von Zuchthäuslern, als gemeinsame Sache mit den Gebietenden Deutschlands! Auf sie werden einst nicht die Träume der anderen herabfallen, sie stürzen grausam in ihre eigene Schuld ...

[Anstalt Neudeck (Stadtbezirk Au, am Auer Mühlbach): Nach dem 2. Weltkrieg Jugend-/Frauengefängnis. 2009 aufgelöst, 2010 vom Freistaat Bayern an Investoren statt an eine mitbietende gemeinnützige Einrichtung verkauft, nach Umbau/Sanierung jetzt Luxuswohnungen (Prospekt: »Das besondere Objekt für Anspruchsvolle«)]

[*Gefängnistagebuch*, 19. Februar 1918; Eisners Haftbeschwerde wurde vom Reichsgericht verworfen]
Ich sehe, dass man in der Presse in den letzten Zeiten ergiebig auf mich geschimpft hat – auf mich, den Wehrlosen. [...] Das deutsche Pressgesindel weiß nicht einmal, wie verworfen und stupid es ist. Sie respektieren nur eines: den Verleger, der sie kündigen kann. Ich wäre verzweifelt, wenn die armselige Horde mich loben würde ... Ich werde die Freiheit erleben!

RECHERCHENOTIZ

[*Meyrinkiana*, Bayerische Staatsbibliothek München, Handschriftenabteilung;
Telegramm vom Auswärtigen Amt, Nachrichtenabteilung, Berlin. Vorderseite, Text der Nachricht
(Zusammenfassung): Es wird um die schleunige Rückgabe überlassener Dokumente ersucht; Rückseite, linke obere Ecke, handschriftlich vermerkt (von Meyrink?);]

Freimaurerroman.

(Ermordung des Erzherzogs Ferdinand)

Schreiben. Tödlich. Ablehnung.

(Wichtl) verschwunden

(Auch Rasputin abgelehnt)

[Sowie drei weitere Telegramme/Briefe vom Auswärtigen Amt, Berlin, »Militärische Stelle« und »Nachrichtenabteilung«, jeweils an: »Gustav Meyrink, Starnberg«. Gegenstand der Korrespondenz ist offensichtlich eine geplante Publikation, deren Autor Meyrink ist. Meyrinks Korrespondent in Berlin ist ein gewisser Hahn, der die Stücke zeichnet.

– Wer ist Hahn? Und wer ist Wichtl?]

Anfang

Berlin

Am Münchner Hauptbahnhof tauscht er den Gutschein des Auswärtigen Amtes gegen einen Fahrschein nach Berlin ein. Der Besuch dort war auf den nächsten Tag um die Mittagszeit verabredet worden. Nachdem klar war, dass die Reise annähernd sechzehn Stunden dauern würde (immerhin im durchgehenden Kurswagen) und er erst nach Mitternacht in Berlin eintreffen würde, hatte Meyrink in Berlin – auf Kosten des Auswärtigen Amtes – ein Hotelzimmer reserviert. Damit blieben ihm noch ein paar Stunden Schlaf, um sich von den Anstrengungen der Bahnreise zu erholen. Er versorgt sich mit Zeitungen und besteigt ein Abteil erster Klasse, wo er am Fenster einen Platz findet. In der Aktentasche hat er das kurz zuvor bei C.F. Zelle gekaufte Notizbuch mit linierten Seiten verstaut; für allfällige Einfälle oder Direktiven der Auftraggeber. Noch während der Zug am Bahnsteig wartet, holt er es heraus, blättert ein paar Seiten hinein und schreibt mit dem Bleistift:

– nichts. Der Roman hat ja noch nicht einmal einen Arbeitstitel. »AA-Roman« kommt nicht in Frage, und etwas Besseres fällt ihm im Moment nicht ein. *Friseur-Roman* vielleicht? Er spricht es ein paarmal aus; ob es womöglich eine Wirkung entfalte, ob es womöglich gar zum vorläufigen frivolen Titel des frivolen Werks tauge – eher nicht. Stattdessen zeichnet er eine flach auslaufende Wellenlinie aufs Papier, als Platzhalter eines noch nicht gefundenen Titels. Er betrachtet diesen müde verendenden Strich und überlegt, ob darin eine Botschaft, ein Zeichen stecken könnte, packt schließlich das Büchlein weg. Immerhin: Ein Anfang ist gemacht, mag er auch dürftig sein.

Ab Augsburg teilt er das Abteil mit vier Uniformierten, mittlere Dienstgrade, soweit er das beurteilen kann. Junge, alte Männer, auf dem Weg zurück ins Feld, in ihre schlammigen Gräben. Man stellt sich kurz vor, dann schweigt man. Meyrink kann ihnen ansehen, wie sie sich anfangs an jedem Gegenstand, den sie durchs Fenster erhaschen, festkrallen. Später stieren sie nur noch stumpf vor sich hin und öffnen Bücher, in denen sie blättern, aber nicht lesen.

In Nürnberg steht der Zug eine Weile. Auf dem Nebengleis zieht eine endlose Reihe von Waggons vorbei, beladen mit Kanonen. Um die Mündungsöffnungen ist geöltes Segeltuch gewickelt. Wie bissige Hunde, die einen Maulkorb tragen, denkt Meyrink, aber wehe, wenn sie losgelassen. Das Land ist im Krieg. In Starnberg, im Haus am See, ist das kaum zu spüren. Manchmal brummt ein Flieger über den See, aber jeder weiß, dass es

kein Feind ist, sondern einer der Unseren auf Übungs- oder Erprobungsflug. Beim Einkaufen merkt man es natürlich schon. Was es gibt – ohnehin nicht viel –, das gibt es auf Scheine und Zuteilungskarten, aber darum kümmert sich Mena. Es hat luxuriösere Zeiten in seinem Leben gegeben, da kam Exquisites auf den Tisch und ins Glas, seine Anzüge waren aus teuren Stoffen geschneidert, aber darauf kann er, wie auf vieles andere, inzwischen verzichten. All das Materielle – was bedeutet es einem Yogi? Das Automobil, ja, doch er hat bereits begonnen, sich zu verabschieden. Letztlich geht es nur um den Erhalt der Freiheit. Der Freiheit zu tun, was zu tun ist.

Die vier Offiziere verlassen das Abteil in Nürnberg. Was wünscht man diesen Männern? Viel Glück? Hals- und Beinbruch? »Gute Weiterreise«, sagt Meyrink, »und glückliche Heimkehr.« Nur einer dreht sich auf dem Bahnsteig noch einmal um und winkt ihm verhalten zu. Es wimmelt hier von Soldaten, binnen Sekunden lösen sich die vier im feldgrauen Einerlei auf, als hätte ein Nebel sie verschluckt. Fünf neue Passagiere steigen ein, einer ist Zivilist. Die Uniformen der Soldaten sind ramponiert, sie fahren nach Hause, auf Zeit. Sehen fast bedrückter aus als jene, die zur Front unterwegs sind, denkt Meyrink. Wenn ich diese Männer nun fragte, wer – nach ihrer Meinung – schuld an diesem Krieg ist, was würden sie sagen? Aber was weiß der Nagel schon über den Hammer, der ihn ins Holz treibt? Wer den Hammer führt und auf wessen Geheiß?

Es ist längst dunkel, der Zug hat Aufenthalt in – Meyrink kann das Stationsschild nicht erkennen, es wird von einem Güterwagen auf einem benachbarten Gleis verdeckt. Ein hoher Offizier nimmt Platz schräg gegenüber dem seinen. Die letzten drei Stunden hat er mehr oder weniger verdöst, Passagiere kamen und gingen, und die neuen waren kaum von den vorherigen zu unterscheiden, Effekt der Uniform. Jene des soeben Zugestiegenen sieht aus, als käme sie gerade vom Schneider, und die Orden und Auszeichnungen, die daran hängen, aus den Händen des Offiziersburschen, der einen halben Tag mit Polieren verbracht haben muss. Bevor der Mann eingestiegen ist, hat er einen kleinen Gefreiten, der ebenfalls zuzusteigen versuchte, in Richtung der heillos überfüllten dritten Wagenklasse geschickt. Was wohl der Grund ist für die Bemerkung: »Wär ja noch schöner«, die er fallenlässt, während er sich selbst ins Polster fallen lässt. Meyrink sieht sich nicht veranlasst, dies aufzugreifen, obwohl es sichtlich eine Einladung zum Gespräch ist. Warum dem kleinen Gefreiten nicht einmal den Komfort der ersten Klasse gönnen? Der Herr vis-à-vis residiert sicher in einem hübschen requirierten Wasserschlösschen weit hinter der vordersten Linie. Der kleine Gefreite steht bis zum Bauch in Eiswasser, um den Feind a) vom Wasserschlösschen und b) von der deutschen Reichsgrenze fernzuhalten, wenn es sein muss. Und es muss ja sein.

»Berlin?«, fragt der Offizier. Meyrink nickt.

»Ebenso«, sagt der Offizier.

»Von dort?«, fragt der Offizier.

»Von München, Dienstreise«, sagt Meyrink.

Oh, wie er diesen Tonfall hasst. Eine Stimme wie ein Sägeblatt. Diese bornierten Kerle, deren Haltung nicht von Rückgrat, sondern bestenfalls von einem gestärkten Uniformhemd herrührt.

»So«, sagt der Offizier und: »Sie sind tätig als? Man will ja wissen, mit wem man's zu